

„Man ist schneller unten, als man glaubt“



Wien. Mit geduldiger, lächelnder Miene wartet Ferdinand vor einer Polizeistation in Ottakring. Er ist Stadtführer für die gemeinnützige Organisation SUPERTRAMPS. In einer Tour durch den 16. Bezirk zeigt er interessierten Personengruppen, wie das Leben von obdachlosen Menschen in der Realität aussieht. Zwei Leute von vier fehlen zu Tourbeginn um 17.00 Uhr noch.

Ferdinand ist Mitte 50 und hat graues, leicht schütteres Haar. Sein Barthaar an

der Oberlippe ist etwas länger als im Rest des Gesichts. Auf seiner Nase ruht eine rahmenlose Brille mit Metallbügel. Wegen der grellen Sonne ist sie leicht getönt.

Über einem grauem, etwas zu weiten Hemd trägt Ferdinand eine schwarze, ärmellose Weste. Nach außen hin wirkt sie wasserdicht, innen ist die Weste mit weichem Stoff gefüttert. Die Ärmel seines Hemdes hat Ferdinand aufgekrepelt. Sie reichen knapp über die Ellenbogen. Den übrigen Hemdstoff

hat er in seine schwarze, ausgebeulte Cargohose gesteckt. Ein ebenfalls schwarzer Stoffgürtel mit einem Adlersymbol auf der Schnalle hält alles zusammen.

Zwei Tage vor Weihnachten

Dreieinhalb Jahre lang war Ferdinand selbst obdachlos. „Es passierte wenige Tage vor Weihnachten. Meine Mutter starb bereits an einem 25. Dezember. Zwei Jahre später folgte mein Vater und kurz wurde mein Bruder von einem Auto erfasst. Zeitgleich verlor ich meinen Job als Lagerleiter in einer Lastwagenfirma, weil die Fabrik geschlossen wurde. Es ging alles sehr schnell – plötzlich stand meine damalige Wohnung vor der Zwangsäumung und ich auf der Straße“, erinnert sich Ferdinand. „In so einem Moment ändert sich alles. Ich hatte kein Interesse mehr an irgendwas, hatte kein Geld und verlor auch mein soziales Umfeld – denn sowas wie Kaffee trinken, kostet Geld. Nur eine einzige Freundin ist mir von damals geblieben“.

Um 17.05 Uhr beginnt Ferdinand seine Tour durch Ottakring offiziell. „Warum glaubt ihr, beginnen wir unsere Tour vor den netten Burschen und Mädels von der Polizei?“, fragt Ferdinand in eine Runde von vier Personen. Wenige Sekunden später beantwortet er die Frage selbst: „Die Wiener Campierverordnung.“

Sie verbietet es, in der Öffentlichkeit zu nächtigen. Damit wolle die Stadt Wien Obdachlosigkeit aus dem Blickfeld der Menschen verbannen und Zustände wie in anderen europäischen Städten – etwa Paris – verhindern. Im Sommer könnten sich die meisten Obdachlosen damit arrangieren. An abgelegenen Orten der Donauinsel oder auf den Hügeln vor Wien sei die Polizei nicht so streng. Da

schaut laut Ferdinand niemand, ob irgendwo jemand schläft. Schwierig werde es aber im Winter. Für Obdachlose kann die Kälte lebensbedrohlich werden. Die Stadt Wien stockt die Zahl der Notschlafplätze deshalb in der kalten Jahreszeit auf – von rund 300 auf 4000.

Die Welt hinter dem Kellerfenster

Ferdinand führt die kleine Tourgruppe nach einer kurzen Einführung zu einem nahegelegenen Gebäude. Es handelt sich um ein Pfarrhaus. Die Wände sind gelb und ausgebleicht – rote Backsteinkonturen zieren die Fenster und den unteren Teil des Hauses. Es nimmt einen gesamten Block ein und wirkt durch seine Optik größer, als es wirklich ist.

Mit dem Zeigefinger zeigt Ferdinand in Richtung eines. Seine Hände wirken sauber und glatt. Einzig und allein unter seinen geschnittenen Fingernägeln verbirgt sich etwas Schmutz. Ein Auto blockiert die direkte Sicht zum Fenster. „Seht ihr das Kellerfenster hinter dem blauen Fiat? Dahinter verbirgt sich ein Tageszentrum für Obdachlose“, sagt Ferdinand. „Diese Tageszentren gibt es überall in Wien. Sie bieten ein Frühstück, Mittagessen für 50 bis 60 Cent und oft sogar eine Dusch- und Waschmöglichkeit.“ Besonders essentiell für die Besucher ist, dass die Tageszentren ihren Besuchern eine Postadresse zur Verfügung stellen. „Denn ohne Meldeadresse geht behördlich so gut wie gar nichts“, erklärt Ferdinand.

Freizeitgestaltung ohne Geld

Abgesehen von Tageszentren bietet Wien laut ihm eine ganze Reihe von Möglichkeiten, um tagsüber Zeit zu vertreiben. Der Eintritt in viele Museen

und in die Nationalbibliothek ist kostenlos. Viele Obdachlose würden auch regelmäßig als außerordentliche Hörer die Uni besuchen. Der typische Sandler, der seinen Tag ausschließlich mit Alkohol und Betteln verbringt, sei eher die Ausnahme.

„Ich habe mich damals regelmäßig in Vorlesungen für Flugtechnik und Strömung an der TU Wien gesetzt. Das hat mich immer schon interessiert. Mindestens zwei Mal pro Woche bin ich hingegangen – auch wenn ich bei der Mathematik nicht ganz mitgekommen bin“, erzählt Ferdinand mit einem Grinsen.

Während er seine kleine Tourgruppe weiter durch Ottakring führt, nimmt er eine Zigarettenschachtel aus der Brusttasche seiner Weste. Routiniert zündet er sich eine Zigarette an, während er in Schrittempo weitergeht. Ferdinand nutzt jede längere Wegstrecke für seine Zigaretten. Bis zu seinen festgelegten Zwischenstationen, an denen er Fakten und Anekdoten erzählt, hat er sie fast immer ausgeraucht.

„Sozialarbeiter sind das A und O“

Nach seiner Zwangsenteignung wohnte Ferdinand lange in einem Übergangwohnheim. Meist betreiben Hilfsorganisationen oder Pfarren diese Heime. Für zwei Euro pro Tag bieten sie ein Dach über dem Kopf und die Unterstützung von Sozialarbeitern. Die helfen unter anderem bei der Suche nach Gemeindewohnungen.

„Sozialarbeiter sind das A und O, wenn man Hilfe braucht. Mit einem guten Sozialarbeiter kann man sehr viel erreichen“, erklärt Ferdinand während er sich seinen Weg durch Ottakring

bahnt. „Aus dem Übergangwohnheim, in dem ich damals war, wollte ich so schnell wie möglich raus. Man hat so gut wie keine Privatsphäre. Das war schrecklich. Dank einer engagierten Sozialarbeiterin habe ich nach einigen Monaten eine Gemeindewohnung bekommen.“

Der lange Weg nach oben

Als Ferdinand mit seiner Gruppe zu einem Pensionistenwohnheim kommt, verlangsamt er sein Tempo und bleibt stehen. Für ihn hat dieses Wohnheim eine besondere Bedeutung. Durch die weitläufigen Glasflächen und grauen Metallstreben wirkt es modern.

„Hier habe ich wieder Hoffnung geschöpft“, erzählt Ferdinand. Über sein Gesicht blitzt ein Lächeln. „Während meiner Zeit im Übergangwohnheim habe ich öfter bei der MA48 gearbeitet und hier immer morgens einen Kaffee getrunken. Dadurch, dass wieder Geld hereingekommen ist, habe ich einen Ausweg aus meiner Situation gesehen. Dann habe ich mich richtig hineingesteigert, wodurch ich schlussendlich auch meine jetzige Wohnung bekommen habe.“

Neun Mal im Monat können sich Bewohner einer Hilfseinrichtung für eine Tätigkeit bei den Wiener Magistratsabteilungen 48, 42 oder 50 melden. Rund 25 Euro bringt ein Tag Arbeit dort. Metro-Märkte und Grünmärkte außerhalb von Wien seien ebenfalls eine Möglichkeit, um schnell an Geld zu kommen. Dort beträgt Lohn für eine Arbeitsschicht rund 50 bis 60 Euro.

Nach seiner Erzählung fordert Ferdinand die kleine Tourgruppe wieder zum Weitergehen auf. Er blickt gegen

die Sonne und scheint den warmen Abend zu genießen. Die Wege zu den Zwischenstationen bestreitet er stets auf der sonnigen Straßenseite.

Gegen Ende seiner Tour hält Ferdinand bei einer unscheinbaren Straßenecke an. Sie ist umzingelt Wohnhäusern, die in den für Wien typisch Farben gelb, rot und grau gehalten sind – allesamt ausgebleicht. Enge Einbahnstraßen führen von und zu den angrenzenden Hauptverkehrswegen – der Hernalser Straße und der Wattgasse. „Diese Ecke hier“, sagt Ferdinand. „Diese Ecke hat vor allem eines: Symbolwirkung. Der Weg bis zur Wattgasse ist von hier aus um ein Stück kürzer als der zur Hernalser Straße. Was ich damit sagen will: Man ist sehr schnell unten, aber braucht lange wieder nach oben und muss sich wirklich auf die Hinterbeine stellen. Obdachlosigkeit kann jeden treffen. Das hat nichts mit Ausbildung oder Status zu tun. Es braucht nur blödes Ereignis – dann ist man schneller unten, als man glaubt.“

David Hanny